Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 21

Artikel: Gerda Reichwein : ein Frauenschicksal : Roman [Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671522

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XXXIII. Jahrgang. Zürich, 1. August 1930. Heft 21

Im Hirtenland.

Aufringelt der Pfad und rankt bergan
Den rasigen Hang und den herben Tann:
Die Flühe lauscht aus dem Wolkengewand,
Und über den Söllern der Schattenkluft
Erstlbern die Firne in strahlender Luft —
Schön ist's im Hirtenland.

Wildblüten umklettern das Trümmergestein,
Wo die trotzigen Wasser herniederschrein
Und das Herdenläuten erlischt an der Wand;
Von moosigem Blocke fort und fort
Erschimmert dein Blick und wandert dein Wort —
Schön ist's im Hirtenland.

Die Wettertannen erschauern tief —
O höre, wie sehnlich das Alphorn rief!
Auf abendrötlichem Felsenband,
Wo bleiche Wandernebel verwehn,
Da siehst du die seligen Seelen gehn —
Schön ist's im Hirtenland.

Adolf Frey.

Gerda Reichwein.

Ein Frauenschicksal. — Roman von Ernst Eschmann.

22. Kapitel.

Nun hatte der Alltag im Apfelbaum begonnen. Er war zwar nie so unfreundlich, daß er nicht am Morgen oder am Abend unverhofft eine kleine Freude gespendet hätte. Sie strahlte Gerda entgegen aus den muntern und gesunden Kindergesichtern, von ihren Hausgenossen, die sich eifrig um sie bekümmerten, von Besuchern, die ihr mancherlei Gutes und Schönes zutrugen, das sie alles trefflich verwenden konnte.

Es war keine leichte Sache, auf einmal ganz allein in den Haushalt zu stehen. Bei vielen Hantierungen war sie aus der Übung gekommen. Denn sie war nun Lisa und Rosa, Hausmutter, Näherin, Strickerin und Flickerin, Putzfrau, Köchin und Wäscherin in einer Person. Und die Kinder sorgten dafür, daß die ewige Jagd nie aufhörte. Denn ehe sie ein Löchlein zugestopft, waren zwei andere da.

Franzel und Ruthli konnte sie mit der Zeit besser sich selber überlassen. Ihre Spiele und Unterhaltungen liefen zwar nicht immer so glimpflich und friedlich ab. Denn der Bub verstand sich ausgezeichnet aufs Meisterieren, und Ruthli wollte nicht immer das geduldige Lämmlein sein.

Bei dieser Anspannung war es für Gerda ein Kunststück, noch etliche Zeit zu gewinnen,

um ihren musikalischen Studien obzuliegen. Aber da es sein mußte und durchaus in ihrem Lebensplane lag, riß sie sich gewaltsam von ihren häuslichen Pflichten los und fand immer eine Gelegenheit, da sie üben konnte. Sie hielt sich an eine straffe Zeiteinteilung und eroberte so manchen guten Augenblick, der sonst vertändelt worden wäre. Es war nicht anders möglich, als daß der Morgen früh begann.

Wenn die Kinder noch alle schliefen, ging die Mutter durch die Stube und hantierte mit Besen und Staubtuch. Sie wollte ihr Heim nicht verlottern lassen. Vor Jahren hatte sie einmal Einblick bekommen in eine Künstlerfamilie, in eine Bohèmewirtschaft, die eben so originell als verabscheuungswürdig war. Die Haare hatten ihr zu Berge gestanden ob dieser Unordnung, dieses Wirrwarrs, in dem die Kinder das Unterste zu oberst gekehrt hatten. Und wenn man den Kopf in ein Zimmer streckte, wußte man nicht, war es die Stube, die Kammer, die Küche, das Musikzimmer. Denn Stühle, Bestecke und Teller, Kinderbettlein, Violinkasten und Wäscheständer waren zu einer Schrecken erregenden Sammlung vereinigt, und eine Luft schlug dem Beschauer entgegen, daß er gerne die Flucht ergriff. Um dieses Bildes willen gab sich Gerda doppelt Mühe, ihr Heim untadelig zu führen, und sie hielt die Kinder allzeit eifrig dazu an, nichts herum liegen zu lassen und alles, wenn es seinen Dienst getan, wieder an seinen Platz zu bringen.

Es brauchte manches Wort, bis sie so weit war. Denn Franzel und Ruthli verfügten nicht über viel Sitzleder. Von einem Spiel sprangen sie zum andern über, zerrten dies und das aus dem Kasten, und wenn ihnen ein neuer Gedanke durch den Kopf schoß, war dieser eine Weile Trumpf. Am lautesten wurde immer der Vorschlag begrüßt: „Wir gehen hinunter!"

Das bedeutete, daß sie zu zweien die Läublileute heimsuchten. Sie flogen über die Treppe und polterten an die Türe. Wenn sie so gegen zehn Uhr herunterkamen, saß Gevatter Läubli gewöhnlich in seinem rot gepolsterten, uralten Lehnstuhl, die Brille auf der Nase, und las die Zeitung.

Seine Zeitungs- und Kinderstunde war für Gerda die beste Gelegenheit, ihren Übungen obzuliegen. Der Kari und die kleine Annemarie hatten es nicht ungern, wenn's solche Unterhaltung gab. Das Bübchen saß am Boden, baute aus seinen Würfeln hohe Türme und ließ sie wieder mit Gepolter einstürzen. Das Mägdlein blinzelte durch die Vorhänglein des Wagens und schlug mit den Fäustchen auf die weiße Decke.

Gerda spürte es, sie war aus der Übung gekommen. Die Finger hatten nicht mehr die alte Beweglichkeit. Nun mußten sie wieder mit mancherlei Läufen und Sonaten flink gemacht werden. Die Spielerin hatte viel Geduld. Oft wurde sie gestört. Annemarieli weinte, ein Hausierer klopfte, der Milchmann brachte die Milch. So sprang sie davon und gab da und dort Bescheid. Aber handkehrum setzte sie sich wieder an den Flügel und spielte.

Das ging, wenn sie zu Hause bleiben konnte. Wenn sie aber in der Stadt zu tun hatte, kamen die Schwierigkeiten. Franzel war noch zu klein, daß ihm die Mutter die Sorge um seine Geschwister hätte aufbürden können. Wohl, das wäre schön herausgekommen! Denn je nach seinen Launen und Einfällen hätte er sie alle miteinander sitzen lassen und wäre über die Bretter gehüpft und auf dem Zimmerplatz auf Entdeckungen und Forschungsreisen ausgezogen.

In solchen Stunden war Frau Läubli Goldes wert. Sie nahm die Kinder in ihre Obhut und schaute dafür, daß alles seinen guten Weg ging. Sie tat es gern und fühlte sich wie verjüngt. Du lieber Gott, beinahe ein halbes Jahrhundert war verstrichen, seitdem ihr eignes Pärlein so klein war. Wie unendlich vieles hatte sich inzwischen geändert!

Fanden die Eheleute Läubli einmal nicht Zeit, sich des vierblättrigen Vonbühl-Kleeblattes anzunehmen, war die alte Marei bald zur Stelle. Sie kam gerne. Schon, um für ein Stündchen ihrem Taubenschlag zu entrinnen; dann auch, weil sie das alte Paar von lange her kannte und nun ein doppeltes Vergnügen empfand, mit ihnen zu plaudern und auf die Kleinen ein Auge zu haben.

Sie konnte gar nicht begreifen, wie Gerda mit ihrer Zeit auskam, da sie doch wieder energisch und keineswegs nur zum Vergnügen musizierte. Sie traf ihren Haushalt immer in bester Ordnung an, und die vielen Flicke an Franzels Hosen bewiesen, daß sie auch die Nadel tüchtig hatte springen lassen.

Marei hielt sich selten im Apfelbaum auf, ohne daß sie, bis die Mutter zurückkehrte, ihr eine unerwartete Gefälligkeit tat. Sie putzte den Küchenboden, die Stube oder eine der Kam-

mern und freute sich jeweilen königlich auf den Augenblick, da Gerda entdeckte, was geschehen. Es dauerte auch nie lange. Dann konnte sie dankbar sein und einen Jubel anstimmen, als wäre ihr das große Los in den Schoß gefallen. Das gab ihr wieder neue Lust und Feuer. So kam sie denn auch erfreulich voran.

Als sie wieder einmal spielte und die Kinder sich um Gevatter Läubli vor dem Häuschen geschart hatten, erschien Direktor Fäßler. Er wollte sich überzeugen, daß die Familie in ihren neuen, so einfach gewordenen Verhältnissen sich dennoch wohl befand. Eh' er sich überall umgeschaut, merkte er gleich, daß Frau Gerda mit fester Hand zugriff und vor keiner Arbeit zurückschreckte. Sie lächelte und bat ihren Gast, sich zu setzen.

„Wie geht's, Frau Doktor?"

„Es geht!"

„Und die Kinder?"

„Fragen Sie den Franzel! Er weiß es."

Fäßler zog den Buben zu sich. Seine Wangen waren so rot und gesund, daß kein Zweifel bestand: die Stadtluft hatte ihm bis jetzt nicht übel angeschlagen. Seine Geschwister schienen sich nicht minder gut zu befinden.

Der Direktor erstaunte. Er hatte geglaubt, in eine Stube zu treten, in der die Schatten des Unglücks noch immer umgingen und Schmalhans Küchenmeister geworden. Nun war von alledem nichts zu sehen. Freilich, der Apfelbaum war alt und dürfte wieder einmal heruntergeputzt werden, die Zimmer waren niedrig, der Gang dunkel und winkelig. Aber aus allen Ecken guckte der gute Geist, der hier Wohnung genommen. Selbst zu einem kleinen Luxus hatte sich die Mutter noch aufgeschwungen, und sie hielt darauf, daß nicht einzig die Nützlichkeit das lauteste Wort redete. Es brauchte eigentlich so wenig, der Stube etwas Sonntägliches zu verleihen. Ein Schleifchen am rechten Ort, ein warmer Ton in den Vorhängen war wie ein Sonnenscheinchen, das der Himmel geschickt, und die schönste Heimeligkeit schuf Gerda selber. Das Leben hatte ihr in den letzten Monaten manchen Wink gegeben; es waren bittere Wahrheiten darunter gewesen; aber keine hatte, da sie sie nun selber erprobt, so ganz von ihr Besitz ergriffen wie diese: das Glück hängt nicht an den äußern Gütern dieser Welt. Es kommt nicht in einem goldenen Wagen gefahren und kündigt sich nicht an mit Posaunen. Es ist nicht ruhmredig und hängt sich auch nicht an die Großen dieser Erde. Am liebsten setzt es sich an die Seite der Arbeit. Wo mutige Menschen ihr Schicksal zimmern, ist ihm wohl; es schlägt sich in die Reihen derjenigen, die vorwärts schauen. Den Grüblern geht es aus dem Wege, und gerne weilt es überall, wo ein Liedchen zu Hause ist.

Der Direktor erhob sich. Er freute sich zu wissen, daß Gerda so guter Zuversicht war. Ganz in die innerste Kammer ihres Herzens hatte sie ihn zwar nicht schauen lassen. Denn dann hätte er gesehen, wie es zuweilen in ihrer Brust gefährlich wetterleuchtete, wie Nächte kamen, da sie in ihre Kissen weinte und immer noch im Kampfe lag mit ihrem Schicksal. Wenn aber der Morgen anbrach, wusch sie den Schmerz aus den Augen und trat als die Fröhliche und ewig Heitere ans Lager ihrer Kinder. Und mit ihr ging ihnen die Sonne auf, und sie lachten in den Tag.

„Wann werden Sie Ihr Diplom machen?"

„Im Frühling!"

Gerda rechnete gut. Bis dahin suchte sie mit dem Wenigen auszukommen, das ihr noch geblieben. Dann gings wieder aufwärts. Sie fing an ihre Stunden zu geben. Jetzt schon hielt sie Umschau nach Schülern, und wer sie kannte, war ihr dabei behülflich.

So verstrich der Sommer. Er brachte meist gutes Wetter und verschaffte den Leuten des „Apfelbaumes" die Annehmlichkeit, daß sie recht oft im Gärtchen sitzen konnten.

Der Winter wurde eine strenge Zeit für die geplagte Mutter. Sie saß eifrig am Flügel und studierte in dicken Büchern. Denn mit einem gewandten und klugen Spiel war es nicht getan. Sie mußte auch in den geheimnisvollen Bau der Töne eindringen, in die Tonarten und Harmonien. Sie mußte sich auskennen in der großen Klavierliteratur und ihrer Entwicklung nachgehen von den frühesten Anfängen bis in die zersplitterte und suchende Gegenwart hinein. Sie mußte sich versenken in die berühmten Meister der Vergangenheit, sie aus der Zeit heraus begreifen, in der sie schufen, sie verfolgen, wie sie Schule gemacht und neue Künstler befruchtet, wie sie vergessen, wie sie geschmäht wurden und wie sie auferstanden zu neuem Glanze. Nichts aber war so packend als der Blick in ihr Herz. Denn hier gärte es, hier bluteten Wunden, hier wurden Kämpfe ausgefochten, von denen die Wenigsten, die fröhlich drauflos musizierten, eine Ahnung hatten.

Einmal, als Gerda eine Sonate Beethovens spielte, überfiel sie eine quälende Vorstellung. Die Notenköpfe, die sie vor sich sah, verfärbten sich. Unversehens waren es warme Blutstropfen, und sie schaute den heroischen Dulder, wie er sich herumschlug mit verständnislosen und brutalen Gönnern, wie sie ihn quälten und ihm Rollen aufzwangen, die eines solchen Meisters unwürdig waren. Sie erfuhr auch, wie viele der Besten nicht in diese Welt hinein paßten und mit dem Leben nie fertig wurden, wie sehr sie auch alle ihre Kräfte anspannten. Sie zehrten sich auf und verglühten bei lebendigem Leib wie Schubert.

Und Gerda verglich ihr eigenes Unglück mit dem dieser Schöpfer. Was war es nur? Ein Kinderspiel! Denn sie hatte sich aus der lauten Welt auf eine kleine Insel geflüchtet, auf der sie sich wieder sammeln konnte. Sie hatte Menschen um sich, die ihr nichts Ungutes in den Weg legten. Sie hatte ihre Kinder, die ihr wohl manche Mühsal kosteten. Aber was für ein Jungbrunnen an Freude waren sie doch, wie viel Trost lag in ihnen! Was für eine sonnige Zukunft versprachen sie ihr!

So hatte sie es, wenn sie in einer stillen Stunde zu ihren Büchern griff, keineswegs mit dürrer Gelehrsamkeit zu tun. Was sie erarbeitete, brachte sie zu ihrem eigenen Dasein in Beziehung, und die großen Musiker aller Zeiten umschwebten sie als gute Genien, unter denen ihr ein jeder ein weises und wohlmeinendes Wort zu sagen hatte.

Oft schien ihr beinahe unmöglich, ihrer Arbeit obzuliegen. Wenn's draußen kalt war oder ein Schneesturm über die Stadt wirbelte, blieben die Kleinen gern in der Stube und machten sich herbei in die Nähe des Ofens. Franzel hämmerte. Ruthli versuchte ein Liedchen zu singen, das es bei Frau Läubli aufgefangen, Kari rutschte am Boden hin und hüpfte, wie er's den Fröschen abgeguckt. Annemarieli machte sich durch ein lautes Geschrei in seinem Wägelchen bemerkbar und gab so seinen Geschwistern ein Zeichen, daß es auch an ihren Spielen teil haben wollte.

Wer hätte da bei einem solchen Treiben spielen und zu angestrengter Tätigkeit sich zwingen können! Die Mutter wußte oft nicht wo aus und ein. „Ihr Wildfänge, gsch, gsch! Könnt ihr auch keinen Augenblick ruhig sein!" rief sie in den Trubel hinein. Da legte der Franzel den rechten Zeigefinger vor sein Plaudermäulchen und bedeutete den andern, sich nicht mehr zu mucksen. Er selber aber hatte das Gebot am schnellsten vergessen und hämmerte plötzlich wieder drauflos, als ob er das alte Karthago aufbauen müßte.

Und wußte sich die Mutter gar nicht mehr zu helfen, klopfte sie unten bei den Eheleuten Läubli sanft an die Türe und bat um die Erlaubnis, ihnen für ein Stündlein den Franzel und das Ruthli bringen zu dürfen. Die Bitte wurde ihr nie abgeschlagen; den Kindern aber bedeutete es ein Extrafest, wenn sie ausziehen konnten. Denn sie wußten, die alten Leutchen ließen ihnen nichts abgehen, und zur Unterhaltung hinzu gab's immer noch etwas zum Knuspern und Schlecken.

23. Kapitel.

Nun war schon bald Weihnachten. Gerda wünschte, das Fest wäre vorüber. Sie wußte, daß sie sich aufregte. Sie fürchtete, wieder ins Grübeln zu verfallen, und den Kindern zulieb mußte sie doch fröhlich sein. Sie traf keine großen Vorbereitungen. Das kostete alles Geld. Immerhin, sie wollte es an ein paar freudigen Überraschungen nicht fehlen lassen.

Es schneite viel. Im Freien herrschte eine grimmige Kälte. Der Zimmerplatz lag unter einer tiefen, weißen Decke. Die Schmiede drüben zogen sich in ihre Werkstatt zurück. Durch die Scheiben sah man die Funken springen. Franzel bedauerte, fast immer in der Stube bleiben zu müssen. Die Tage waren kurz. Ehe sie recht angebrochen, setzte die Dämmerung schon wieder ein. Denn der Himmel war nicht frei. Schwere Wolken zogen über die Stadt und hielten oft stundenlang still, als ob sie an die Glocke des Himmels festgekettet worden.

In verstohlenen Augenblicken strickte Gerda Strümpflein, Handschuhe und warmes Unterzeug. Die Kleinen schickte sie hinunter zu den alten Leutchen. Und schon rumorte es auf der Treppe, als wäre eine Herde wilder Geister losgelassen. Die Mutter hatte gute Weile. Sie rückte an den Ofen und warf noch ein Schäufelchen Kohle hinein. Wenn dann die Nadeln liefen, wurden auch die Gedanken lebendig. Sie sann den Veränderungen und Ereignissen nach, die das zu Ende gehende Jahr ihr gebracht. Sie dachte an die Unglücksfahrt Sigmunds und was alles seitdem über sie und ihre Kinder gekommen. Sie schaute sich um in ihrem bescheidenen Heim und erinnerte sich, ob

„Auf dem Weg von Bristen nach Amsteg". Nach einem Gemälde von Karl Böttner, Altstetten-Zürich.

Vierfarbendruck von Müller, Werder & Co., Zürich.

sie wollte oder nicht, der Aurora. Was mochten die frisch eingezogenen Leute für ein Weihnachtsfest feiern? Wie ging's in der Reblaube zu? Ach, daß alles so ganz anders hatte kommen müssen, als sie sich's ausgemalt! Drang dann aber das Kinderlachen von unten herauf, wurde ihr leichter um's Herz. Sie ging in die Küche und rüstete ein paar süße, knusperige Kleinigkeiten. Die Erwartungen der Kinder spannte sie nicht hoch. Ja sie ließ immer wieder durchblicken, daß das Fest recht bescheiden ausfallen werde. Aber sie freuten sich doch.

Kurz vor Weihnachten, gegen Abend einmal, erschien Direktor Fäßler im „Apfelbaum". Er trug ein mächtiges Paket unter dem Arm und machte der Mutter ein Zeichen, die Kinder in einem Nebenzimmer unterzubringen. Franzel ahnte gleich, daß etwas Erfreuliches im Werke war, und der Wunderfitz stach ihn, hinter alle Geheimnisse zu kommen. Direktor Fäßler dämpfte seine Stimme, und wenn auch das Papier laut knisterte, es verriet keinen Deut von dem, was unter seiner Hülle verborgen lag. Es nützte nicht einmal etwas, daß er leise, leise einen Schemel an die Türe heranschob und durch das Schlüsselloch guckte.

Der Direktor verabschiedete sich bald wieder, ohne nach Franzel und Ruthli zu fragen. Das tat er sonst nie, es fiel ihnen als etwas durchaus Ungewohntes auf.

„Was hat er gebracht?" fragte der ungeduldige Bub, ehe der Gast ganz aus dem Hause war.

Die Mutter war überrumpelt. „Was wird er gebracht haben, ein goldenes Nirgendswägelchen und ein großes, silbernes Lauf-mir-nicht-nach!"

Der Winter ließ mit seiner Strenge nicht nach. In der Nacht vor dem Heiligen Abend hatte er noch einmal alle seine Säcke ausgeschüttelt, und als am Morgen die Kinder die Augen aufschlugen, war die Schneedecke ums Doppelte gewachsen, und die Flocken fielen noch immer.

Behutsam legten sie sich auf die Dächer und Höfe, vor die Fenster und auf jedes Sträuchlein im Garten. Der Apfelbaum war in einen dicken, weißen Mantel gehüllt. Stumm und feierlich stand er da, als ob auch er großer Dinge gewärtig wäre.

Beim Morgenkaffee schüttelte die Mutter den Kopf. „Ich fürchte, daß das Christkindlein heute nicht durch die mühsamen Straßen zu waten vermag." Sie sagte es im Tone des Bedauerns.

Franzel aber war guter Zuversicht. „Es ist noch immer gekommen."

„Woher weißt du das?"

„Gestern hat mir der Herr Läubli eine schöne Geschichte davon erzählt, er muß es doch wissen."

Als es dämmerte und der Kaffee getrunken war, hatte die Mutter einen guten Einfall. „Wißt ihr was, Kinder, bis ich abgeräumt und aufgewaschen habe, geht ihr schnell hinunter, und Vater Läubli erzählt euch noch eine schöne Geschichte. Ich rufe euch dann, wenn's Zeit ist."

„Nein, dann kommt das Christkindlein", behauptete Franzel.

Ruthli hatte es eilig. „So komm!" rief es ungeduldig seinem Bruder. Im Nu standen sie unten in Läublis Stube.

Aber die Geschwister zappelten und waren kaum mehr im Zaume zu halten. Vom obern Stock her hörten sie mancherlei seltsame Geräusche und Vorkehrungen, manchmal drang die Stimme der Mutter, dann die Mareis oder die spitzen Worte Frau Läublis durch. Wenn sie auch mit aller Anstrengung ihre Ohren spitzten, sie fanden keinen Zusammenhang. Um so geheimnisvoller wirkten ein paar zufällig aufgefangene Brocken wie: Päcklein, Geschenk, Glöcklein, Kerzen.

Es dunkelte mehr und mehr. Eine rätselreiche Dämmerung lag in der Stube. Im Freien vermochte man kaum mehr etwas zu erkennen. Der schwer beladene Apfelbaum schien längst eingeschlummert zu sein.

Auf einmal ertönte ein feines Glöcklein.

Franzel horchte auf.

Der alte Läubli hielt in seiner Geschichte inne. „Mir ist, sie haben uns gerufen."

„So gehen wir!" Ruthli war nicht mehr zu halten.

Aber siehe da! Was für ein Wunder hatte sich ereignet. Als sie die Treppe hinaufstiegen, stand die Tür offen. Auf dem Tisch brannte ein wunderhübsches Weihnachtsbäumchen. Die Lichtlein funkelten und entfalteten eine selige Pracht. Silber- und Goldfäden glitzerten. Zu oberst im Tännlein wiegte sich ein Englein mit blitzenden Flügeln. Es streckte seine Ärmchen aus und schien dem weihnachtlichen Himmel entflogen zu sein.

„Jetzt ist es doch gekommen", jubelte das Ruthli und näherte sich dem Strahlenwunder.

„Ich hab's erraten!" triumphierte Franzel und kam sich dabei gar wichtig vor.

Nun musterten die Kinder jedes Zweiglein und entdeckten vielerlei Eßbares, das in den Ästen hing: Fische, eine Maus, eine goldene Harfe, ein Trompetlein, silberne Tannzapfen, Pilze, einen Kaminfeger, Glöcklein, die wirklich läuteten, bunte Nüsse und eine ganze Menagerie von Schokoladetieren. Aber das Lustigste waren die feuerwerkenden Sternlein, die aus den Zweigen fielen und die ganze Stube in ein knisterndes Märchenreich verwandelten. Die Kinder wußten nicht, wohin sie schauen sollten. Von allen Seiten lockten sie neue Herrlichkeiten.

Nun setzte sich die Mutter an den Flügel und spielte das Weihnachtslied: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Sie sang dazu mit einer guten, hellen Stimme. Die alte Marei versuchte mitzuhalten, und was geschah? Frau Rosine Läublis splittriges Stimmlein machte sich gleichfalls bemerkbar. Da durfte ihr Mann nicht zurückbleiben. Aber er fand sich mit seinen tieferen Tönen nicht ganz zurecht und tastete sich unsicher von einer Strophe zur andern. Von den Kindern hatte einzig Franzel die Melodie noch im Ohr. Unter der zielbewußten Führung der Mutter sang er nach Herzenslust mit.

In der bescheidenen Stube lag Weihnachtsstimmung. Sie leuchtete aus allen Augen. Als das Lied zu Ende war, begann die Mutter ein neues. Alle schönen, alten Gesänge ließ sie aufleben, und wie sie die Finger sachte über die Tasten gleiten ließ, wurden Marei die Augen feucht. Sie dachte weit zurück an die Jahre, da sie daheim mit ihren Geschwistern Weihnachten gefeiert hatte. Mütterchen Läubli nahm Väterchen bei der Hand: „Denkt wohl unser Bub weit überm Meer in dieser Stunde auch an uns?"

Das Weihnachtsglück der Kinder aber war ein Jubel ohne gleichen. Denn es hatte sie dermaßen mit seinen herrlichsten Schätzen überrumpelt, daß sie vorerst nicht Worte genug fanden, all das zum Ausdruck zu bringen, was sie bewegte. Franzels Blicke flatterten unruhig vom Lichterbäumlein auf den Flügel. Denn hier war eine Menge Päcklein von allen Größen und Formaten aufgeschichtet. Er ahnte, daß das eine und andere für ihn bestimmt war.

Endlich wandte sich die Mutter dem bunten Turme der Geschenke zu. Sie waren in farbige Papiere gewickelt und mit goldnen Schnürchen gebunden.

Nun rauschte und knisterte es laut durch die Stube, und wie Fanfaren schossen die Rufe des Erstaunens und der Überraschung durcheinander, wenn wieder ein neues Geschenk zum Vorschein kam. Nützliche Sachen wechselten mit lustigen Spielen und Leckereien.

„O, die schöne Puppe!" Ruthli kam mit einem reizenden Berner Mägdlein gesprungen und wies sie allen triumphierend vor, die grad in seiner Nähe standen.

„Ein Bilderbuch! Wie fein, wie fein!" Franzel setzte sich in eine Ecke und blätterte es flink von vorne bis hinten durch. Neger, Chinesen, Indianer, da waren ja alle Völkerschaften vertreten mit ihrer Behausung und ihrer Beschäftigung.

„Ich werde dir dann noch allerlei dazu erzählen," stellte ihm Gevatter Läubli in Aussicht.

„Das schöne Röcklein und die warmen Handschuhe!" Ruthli freute sich, daß es sich nun auch in den Schnee hinaus wagen durfte.

Franzel hatte noch ein Paar Schuhe entdeckt, Strümpfe, eine Bluse und einen Schwamm. Er verstand den Wink. Er ließ sich nicht gerne waschen.

Auch Kari und Annemarieli hatten ihr gutes Teil an brauchbaren und vergnüglichen Dingen eingeheimst. Sie wußten gar nicht, wohin sie mit ihren Schätzen sollten.

In der Stube sah es aus wie in einem geplünderten Marktladen. Leere Schachteln, Seidenpapiere, Schnüre, Deckel lagen herum. Die Mutter hatte die liebe Not, wieder etwas Ordnung in diesen Wirrwarr zu bringen. Sie nahm das ganze herumliegende Packmaterial zusammen und verschwand damit in die Küche.

Nun war's aber höchste Zeit, daß die Jüngsten zu Bett gebracht wurden. Franzel und Ruthli durften noch ein halbes Stündlein aufbleiben. Dann kam das Abendbrot, und auch sie mußten unter die Decke schlüpfen. . . Sie taten es mit einem glücklichen Lächeln. Es spielte noch auf ihren Zügen, als sie längst eingeschlummert waren. Wer weiß, vielleicht dankten sie jetzt im Traume dem Christkindlein, dem sie begegneten oder sie schauten gar den Lieben Gott, der durch den Saal der Sterne ging, von

Am Golzerensee im Maderanertal (Uri). Phot. P. Tschannen, Zürich.

allen Engeln des Himmels umgeben und umsungen.

Die Mutter saß noch ein Weilchen allein zusammen mit der alten Marei und den Läublileuten. Sie plauderten in gedämpften Tönen und ergingen sich in seligen Erinnerungen. Gerda blieb ernst. Sie dachte an Sigmund. Doch, sie wollte zufrieden sein. Es war ein gesegneter Tag gewesen.

Die alte Marei erhob sich und rüstete sich auf den Heimweg. Sie nahm den herzlichen Dank Gerdas mit Rührung entgegen. „Wer redet von Dank, wo ich von Dir und Deinen Eltern so unendlich viel Gutes erfahren habe."

Herr und Frau Läubli waren die letzten. Sie durften wohl noch etwas ausharren. Sie hatten ja nur zwei Treppen tiefer zu steigen. Als sie sich anschickten, der Mutter Gute Nacht zu wünschen, versicherte sie Frau Läubli: „So schöne Weihnachten haben wir noch nie gefeiert."

Und das Väterchen meinte: „Das Herz ist mir wieder aufgegangen. Wahrhaftig, ich bin noch einmal jung gewesen."

(Fortsetzung folgt.)

Niklaus von der Flüh. *)

Von A. E. Fröhlich.

Den die Einsamkeit empfangen,
Im Gebirg ein Baumgezelt:
Heil ihm, der so eingegangen
Hier schon in die bess're Welt!

Der sein Tagewerk vollbracht;
Über dem die ganze Wonne
Einer kühlen Abendsonne,
Einer warmen Sommernacht.

*) Aus dem Buche: 100 Balladen und historische Gedichte aus der Schweizergeschichte. Herausgegeben von Ernst Eschmann. Verlag Orell Füßli, Zürich.